

Braucht der Glaube Theologie? Vortrag zum Impulspapier der EKD

Subkommendeabend der Johanniter, Plauen 2016, Christian Weyer

Beim Verfassen dieser Zeilen hatte ich einen kleinen Zuschauer: Einen Osterhasen, noch unversehrt und hübsch in Stanniol gewickelt. Einer der letzten von den vielen, die vor kurzem noch die Supermärkte bevölkerten und alle Jahre wieder zu Botschaftern des Osterfestes werden. Ob ausgerechnet Hasen nun die Auferstehungsbotschaft glaubhaft vermitteln, sei dahingestellt – doch eines ist gewiss: Ostern übersieht man nicht, genauso wenig wie Weihnachten. Die Menschen freuen sich immer über positive Botschaften und stören sich dann auch nicht an theologischen Begleitaspekten.

Die Passionszeit hat es da um einiges schwerer: Gründonnerstag und Karfreitag sind in ihrem Kern und in ihrem äußeren Ausdruck unverkennbar christlich geprägt, unmissverständlich und nicht zu verallgemeinern. Die Wahrnehmung der Passionszeit zwingt unweigerlich zur Auseinandersetzung mit genuin christlichen Grundbegriffen. Und geht man weiter ins Detail, dann wird es richtig kompliziert: Abendmahl, Sühnetod, Höllen- und Himmelfahrt, Geisttaufe – auch wenn ein theologisch versierter Christ auf diese Themen angesprochen wird, gehen ihm die Erklärungen nicht leicht und selbstverständlich über die Lippen.

Kürzlich haben sich unsere Konfirmanden mit einem kleinen Anspiel in einem Gottesdienst vorgestellt. Sie sollten als noch „Ungefestigte“ die Glaubenshaltung von Prominenten wiedergeben, wozu wir ein neu erschienenes Buch zu Rate zogen: „Was Deutschlands Prominente glauben“. Im Land der Dichter und Denker, so dachten wir, sollten doch kluge Glaubenszeugnisse in Fülle zu finden sein!

Neugierig durchblättern wir also die Interviews, doch unsere Neugierde wich zusehends tiefer Enttäuschung bis hin zu blankem Entsetzen: Viele Aussagen hätten noch vor wenigen Jahrhunderten die Aufmerksamkeit der römischen Inquisition auf sich gezogen, andere bewegten sich auf dem Niveau schaler Kalenderweisheiten, und wieder andere Prominente wären mit ihrer eigentümlichen Glaubensauffassung ganz sicher nicht konfirmiert worden. Die Vorbildsuche in der Gegenwart geriet unerwartet schwierig.

Dabei ging es uns gar nicht um die „richtige“ oder „falsche“ Auffassung kirchlicher Lehre, sondern ganz allgemein darum, wie man seinen Glauben, sein Gottesbild und seine geistige Orientierung überhaupt artikuliert. Wortreich waren alle Interviewten, originell und scharfsinnig gar zum Teil:

Die einen kokettierten mit ihrem aufgeklärten Zweifel und schoben vorwurfsvoll ein Bündel ungeklärter Fragen in Richtung Kirche. Andere schmückten sich mit der Aura des freischaffenden Humanisten, dessen moralische Absolutheit den Leser ehrfürchtig verstummen lässt. Und dann gab es noch die Esoteriker, die von einer höheren Macht träumten, die alle und alles so schrecklich lieb hat, dass jede feste Begrifflichkeit davon schon eine unzulässige Eingrenzung darstellt. Christliche Kernbotschaften wie die Menschwerdung Gottes und der Kreuzestod hatten es durchgängig schwer, da noch erkennbar, geschweige denn glaubhaft zu werden.

Der Evangelischen Kirche in Deutschland ist diese bedenkliche Entwicklung auch nicht entgangen. Sie wird aufgegriffen in einem sog. „Impulspapier“, mit dem man zum Nachdenken und zur Diskussion anregen möchte. Parallel zum Mitgliederschwund in den Ortsgemeinden sieht man allerorten eine erwachende Spiritualität, eine Sehnsucht nach überweltlichen Bezügen, eine Öffnung für religiöse Riten und Symbole. Das hört sich zunächst gut an als Gegenbewegung zum rohen, abgeklärten Materialismus, macht jedoch Sorge angesichts der damit oft einhergehenden völligen Unverbindlichkeit und Bezugslosigkeit.

Dass „jeder nach seiner Façon selig“ werden möge, das war einst nach jahrhundertelangen Konfessionskriegen der Auftakt für eine friedfertige Ökumene. Heute mag es einem so vorkommen, als sei es das Ende jeder Kirchenordnung und Glaubensgemeinschaften. Die heilige christliche Kirche: Ein Auslaufmodell, oder nur überlebensfähig als ein bunt schillernder Interessenverband? Was kann uns vor diesem Trend bewahren, oder, mit dem Impulspapier der EKD formuliert: Braucht der Glaube Theologie?

Interpretiert man Glaube geläufiger Weise mit „nicht wissen“, dann ist die Antwort eindeutig „Ja“: Da braucht es einen Unter- und Überbau von Lehrsätzen, von Erklärungsmodellen, von bildlichen Begriffen, die dann auch verbindlich gemacht und gemeinschaftsstiftend genutzt werden können. Die griechischen, hebräischen und lateinischen, also urbiblisch und altkirchlich gebräuchlichen Worte für „glauben“ (*pisteuein, aman, credere*) bedeuten allerdings so viel wie „vertrauen, sich auf etwas verlassen, sein Herz fest an etwas binden“.

Das klingt schon nicht mehr so bescheiden wie unser „glauben“, sondern wird eher verstanden als die eigentliche Basis, von der aus alles Weitere gesehen und bestimmt wird. Angesichts der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit der Welt eine verständliche Position, seinen Halt bei Gott zu suchen, anstatt sich umgekehrt an der Welt festzuhalten und, wenn eine Hand mal frei ist, unsicher damit nach Gott zu tasten: „*Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht auf das, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht*“ (Hebräerbrief).

So ist der Glaube nach biblischem Verständnis auch kein gnädiger Akt, den der Mensch dem lieben Gott erweist, sondern umgekehrt ein „zur Kenntnis nehmen“ der Selbstoffenbarung Gottes in der Schrift, im Sakrament, im persönlichen Glauben. Doch wie erkenne ich, wie begreife ich, wie kann ich den Glauben, auch als geschenkte Offenbarung, in meinem Herzen und in meinem Kopf fassen? Wie will ich ihm einen Platz in meinem Leben geben und ihn nicht als ein dubios-unberührbares Irgendwas tabuisieren – als etwas, worüber ich dann wohl auch kaum ins Gespräch kommen könnte mit anderen oder mit Gott?

Wie kann ich meinen Glauben für mich und andere begreifbar machen – das ist eigentlich die Kernfrage der Theologie, die als Wissenschaft keine unbedingt christliche Disziplin ist: Schon im Judentum ist die Erforschung der Schrift von großer Bedeutung und jedem Gläubigen auferlegt. Im Christentum kam die Theologie vor allem auf, um sich abzugrenzen gegenüber den Götterlegenden und Mysterien, wie sie in der Antike verbreitet waren: Hier wollte man sich nicht einfach neben noch einem Gott einreihen, sondern klar machen, dass von etwas ganz anderem die Rede war, von einem Gott, der nicht über den Wolken schwebt und der sich sehr wohl für die Menschen, ja sogar für jeden einzelnen interessiert und ihm nahe sein will.

Im gleichen Maße, wie man das „Besondere“ betonte, versuchte man aber auch Anknüpfungspunkte zu schaffen zu bestehenden Vorstellungen, Engelswelten, Symbolen – zum „unbekannten Gott“ (s. Apostelgeschichte). So finden wir auch heute noch alte heidnische Elemente (allerdings nicht den eingangs erwähnten, tatsächlich vollkommen unbiblischen Osterhasen), die das Christentum großzügig vereinnahmt hat, um den Trennungsschmerz der Konvertiten ein wenig zu lindern, in vollem Vertrauen auf die Überlegenheit des eigenen Lehrgebäudes.

Solchermaßen weltoffene Missionare, Geistliche und Ordensleute waren es zumeist auch, die lesen und schreiben konnten, die die Wissenschaft vorantrieben, Schulen und Universitäten entstehen ließen. „*Credo ut intelligam*“ – ich glaube, damit ich verstehe, so die Formel des Kirchenvaters Augustin und später der Scholastiker. Hier wurde auch der Boden bereitet für Rechts- und Naturwissenschaften, die der Theologie als „Mutter aller Wissenschaften“ untergeordnet waren.

Und mit der Wiederentdeckung der antiken Philosophen entwickelte sich die Theologie tatsächlich immer mehr zu einer Wissenschaft, derart komplex und kompliziert, dass nur die größten Gelehrten noch mit ihr umzugehen wussten – dem gemeinen Volk blieb der schlichte Glaube, der dann tatsächlich nicht viel mehr sein durfte als ein „Fürwahrhalten“ der kirchlich verordneten Lehrmeinung.

Martin Luther, selbst jener besonderen Kategorie von Hochgelehrten zuzurechnen, krepelte dieses Verhältnis grundlegend um: Theologie, ja, natürlich – Luthers Gesamtausgabe umfasst neben den Predigten kapitale theologische Abhandlungen. Aber der Glaube und das Gewissen: Das war bei ihm das Eigentliche, das Unmittelbare, die Herzenssache, der „persönliche“ Glaube – und damit der des ganzen Volkes. Aus der abstrakt-philosophischen Theologie wurde wieder eine mehr praktische Theologie: Wie bleibe ich stark im Glauben? Wie widerstehe ich Anfechtungen? Wie verhalte ich mich gegenüber meiner Umwelt?

Damit trat Luther nicht nur seinen von Aristoteles geprägten Kollegen entgegen, sondern auch einer anderen Bewegung, die von Erbsünde und unfreiem Willen nichts wissen will: Der aufblühende Humanismus setzte großes Vertrauen auf die „religiöse Vernunft“ des Menschen. Er erinnert in guter römisch-katholischer Tradition an die Gottebenbildlichkeit der Schöpfung, bezieht sich auf den „guten Kern“, das „*lumen naturale*“, das dem Menschen durchaus eigenverantwortliche Schritte zur Glaubenserkenntnis ermöglicht. Für Luther ein Unding: Für ihn ist es eben diese Verwechslungsgefahr, die den Menschen mit frommer Miene auf den Abgrund zusteuern lässt – denn seine Existenz ist eine grundlegend gebrochene, und nur im Kreuz Christi erfährt er das Heil, das ihm sonst unausweichlich versagt bliebe.

Mit dem reformatorischen Aufbruch kamen aber auch weitere Strömungen auf, wie sie regelmäßig in allen kirchlichen und damit auch theologischen Krisen aufkamen: Schwärmer, Unitarier, Spiritualisten seien hier nur stellvertretend genannt. Durchgesetzt als prägende Kraft für die Folgezeit haben sich jedoch nur zwei Bewegungen, die rückblickend beide als „Rückfallerscheinungen“ zu werten sind:

Um einer weiteren Aufsplitterung der Reformation entgegenzuwirken und auch die innere Unruhe zu bändigen, wurde die (neu)lutherische Orthodoxie ihrerseits zu einem halbstaatlichen Moralinstitut, eingemauert in Verordnungen, Lehrsätzen und Autoritäten sowie mit wachsender Distanz zu der Gemeinde, der Luther noch so fröhlich-derb „aufs Maul geschaut“ hatte.

Sie war die offizielle Instanz für theologische Fragen, der gegenüber sich gleichsam als „Untergrundbewegung“ der Pietismus entwickelte. Er setzte die Bibel und das fromme Herz als obersten Maßstab, was spätestens nach den Schrecken des 30jährigen Krieges und dem wachsenden Misstrauen gegenüber der Amtskirche und ihren unheilbringenden Lehrstreitigkeiten zum Rettungsanker für den Protestantismus wurde. Wir erinnern uns der (bitte nicht klimatisch-geographisch zu verstehenden) „Tropenlehre“ des Grafen Zinzendorf, einschließlich der daran geknüpften missionarischen und diakonischen Unternehmungen, deren überwiegend segenreiches Wirken bis heute greifbar ist.

Mit dieser Theologie hatte der Glaube wieder eine Heimat bei den Menschen gefunden, wenngleich nicht so sehr bei den Gebildeten unter ihren Verehrern: Die sahen sich ernsthaft konfrontiert mit dramatischen Veränderungen des Weltbilds, neuen Entdeckungen, neuen Welten: So legt der „edle Wilde“ ganz unschuldig Zeugnis davon ab, wie Menschen anderer Herkunft auch ohne Taufe, Konfirmation und kirchlichem Lehramt anständig und moralisch geradezu vorbildhaft leben können.

Es offenbarten sich Lebensformen, Lebensweisen und Naturgesetze, die jeden naiven Schöpfungsglauben überfordern. Auch die offiziellen Kirchenlehrer fühlten sich schließlich zunehmend fremd in den aufstrebenden Wissenschaften und zogen es vor, das „persönliche“ Element zu betonen. Doch da lauerte schon die nächste Anfechtung: „Ich denke, also bin ich“ – aber glaube ich deswegen auch?

Noch ist man freundlich zueinander: Philosophen und Naturwissenschaftler, bald auch Juristen grüßen zur anderen Straßenseite, auf der die Theologen noch zu ihren gewohnten Geschäften eilen. Doch die Geschäftsbeziehungen werden allmählich überschaubarer, nicht zuletzt, da sich auch die Bildung der Heranwachsenden aus der kirchlichen Obhut und Prägung gelöst hat. Es droht das akademische Ghetto der Theologie, und die Reformer treten auf den Plan.

Wenig favorisiert, aber von zäher Überlebenskraft ist der sog. „Deismus“, der im 17. Jh. von Frankreich ausgehend nach England gelangt. Sein Credo lautet: „*An Gott glauben und nichts weiter*“ - nicht unähnlich jedem höheren Wesen, das manche Zeitgenossen zwar gerne über sich wissen wollen, ohne aber von ihm oder seinem unverstündlich-aufdringlichen Bodenpersonal behelligt zu werden.

Zähneknirschend, jedoch schon etwas wohlwollender betrachtet werden dagegen die „christlichen Wissenschaften“, in denen auch die Eltern von Helmuth James v. Moltke eine geistige Heimat fanden. Der biblische Kanon wurde hier wie auch in anderen Strömungen zumeist auf das neue Testament reduziert, enthielten die alttestamentlichen Schriften doch zu viele radikale, mit einem „modernen“ Weltbild unvereinbare Inhalte.

Der Philosoph Leibniz beantwortete zuvor die uralte theologische Frage nach dem Grund des Leidens in der Welt, die sog. Theodizeefrage mit seinem Modell der „besten aller möglichen Welten“, Lessing formuliert mit der Ringparabel im „Nathan“ eine bewegende Absage an den Absolutheitsgedanken der Weltreligionen, und ein neues Zeitalter der protestantischen Apologetik beginnt:

Herausgelöst aus Weltbild, Politik und Bildung, wird der Glaube bei Friedrich Schleiermacher in tiefere Bewusstseinssphären verlagert: Das „*Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit*“ ist es nun, das uns einer göttlichen Macht versichert. Keine Frage, dass auch biblische und dogmatische Grundbegriffe bei dieser „strategischen Neuausrichtung“ neue, vor allem abstraktere Interpretationen finden.

Der Bildungsbürger ist glücklich, denn er kann damit sowohl in akademischen Zirkeln angstfrei verkehren als auch ohne geistige Beklemmung sein Bekenntnis in der Kirche sprechen und die Sakramente empfangen: Denn „*das ist alles recht schön und gut; ja, ungefähr sagt das der Pfarrer auch, nur mit ein bisschen andern Worten*“, so der bekannte Ausgang der Gretchenfrage im „Faust“. Aus Aristoteles wird Schleiermacher, und das einfache Volk darf einmal wieder lauschen, staunen und ergeben hinnehmen, wie es von der Kanzel kommt.

Die „liberale Theologie“ zu Anfang unseres Jahrhunderts knüpft noch stärker an die kulturelle Verbundenheit der Gesellschaft mit dem christlichen Glauben an, die „dialektische Theologie“ dagegen bläst zum Gegenangriff und betont die radikale Verschiedenheit von Gott und der Welt. Daneben besinnt man sich wieder auf die soziale Frage, und die „Befreiungstheologie“ wie die „feministische Theologie“ beschäftigen die Gemüter in der Neuzeit.

Der Herbst der Theologie wird wieder bunt. In der Wissenschaft wird sie zum ungeliebten Stiefkind vergangener Zeiten, in manchen Ländern aus den staatlichen Universitäten gedrängt und auf einen binnenkirchlichen Aktionsradius reduziert. Was ist denn schließlich auch so einzigartig an ihr? Biblische Texte werden historisch-kritisch analysiert, wie in anderen Sprachwissenschaften auch. Kirchengeschichte kann ein Historiker lehren, Dogmatik ein Philosoph, und für die praktische Theologie, die Verkündigung und Seelsorge scheinen doch Pädagogen und Psychologen bestens geeignet – manche Hochschullehrer wie auch Pfarrer sehen sich heute ja in genau dieser Rolle, nur eben in „kirchlicher Trägerschaft“.

„*Ich weiß, woran ich glaube*“ – den Optimismus dieses Kirchenliedes zu teilen fällt heute schwer, die Kirchenkritik des Dichters Ernst Moritz Arndt zu teilen dagegen schon leichter, „*wo Wahn die Weisen treibt und Trug die Klugen prellt*.“ Dürfen wir uns aber auf diese Weise zurücklehnen und den Kopf schütteln über die Kapriolen der Theologiegeschichte?

Allein dem Glauben, der Schrift und unserem Gewissen verpflichtet, steht uns dies natürlich frei. Doch der Luxus der billigen Kritik hat einen hohen Preis: Wir sind dann nämlich gefordert, neue und bessere Wege zu finden, um die Botschaft von Kreuz und Auferstehung den Menschen zugänglich zu machen. Wo es das Wort anzunehmen und zu verbreiten gilt, sind Denkfaulheit und vornehmes Schweigen fehl am Platz.

Die Geschichte der Theologie ist zweifellos keine Geschichte von Meisterstücken – aber sie ist der historisch unwiderlegbare Beweis dafür, dass Glaube nach Ausdrucksformen verlangt, da er nicht in sich ruhen kann und soll. *„Wie die Zeiten gewachsen sind, so ist auch der Buchstabe und der Geist gewachsen. Was jenen Alten damals genügt hat, das ist uns jetzt nur noch Buchstabe. Darum müssen wir um den Glaubensverstand beten, damit wir nicht im tötenden Buchstaben erstarren“*, wusste schon Martin Luther.

Im Studium begrüßte mich ein Professor zur Prüfung mit den Worten: „Wir messen sie jetzt am Grad ihres Scheiterns!“ Das war nicht besonders ermutigend, aber eben auch keine Absage an mein akademisches Bemühen: Alles Gelesene und Erlernte hatte ja seinen Wert, es diente der eigenen Vergewisserung, ließ Diskussionen zu einem lebendigen Austausch werden und half beim Schreiben der einen oder anderen halbwegs brauchbaren Predigt.

Dass Werkzeuge mit ihrem Gebrauch stumpf werden können und Konstruktionen immer noch besser, weiß jeder Handwerker. Als Gläubige, als immer auch nach außen wirkende Gemeinde erfahren wir stets aufs Neue, dass persönliche Einstellungen, Strukturen und Ausprägungen dem Wandel der Zeit unterworfen sind. Wir alle scheitern, früher oder später – als Pfarrer, als Mitarbeiter, als Christ in der Welt. Und dieses Scheitern ist hilfreich:

Es ist die klarsichtige Haltung des Bettlers, in der wir am meisten von Gott empfangen. Sie ist es, die die Bilanz nüchtern und das Wunder erst als solches begreiflich macht. Sie schenkt uns jene Ahnung, die uns nicht ruhen lässt, vorwärts treibt und Worte suchen lässt, mit denen wir diese heilsame Erfahrung weitertragen in die Welt, weitersagen zu unseren Mitmenschen.

Und dass Worte nicht nur „Schall und Rauch“ sein müssen, weiß jeder, dem einmal Trost und Liebe in persönlicher Ansprache zuteilwurden. Worte können viel bewirken, im Guten wie im Schlechten. Als Instrumente des Glaubens sind sie daher mit größtem Bedacht zu wählen. Mit „fröhlicher Verwegenheit“ beschrieb Luther jene Haltung, die beides in den Blick nimmt: Die Unzulänglichkeit aller eigenen Bemühungen, aber auch das Zutrauen, dass Gott aus alledem, was aus unserem Reden und Handeln hervorgeht, sein Reich zu bauen versteht.

Ja, der Glaube braucht Theologie. Er lebt nicht aus ihr, aber von ihr. Die Theologie ist das manchmal zähe, harte oder fade Brot, über das wir Gottes Wort miteinander teilen. Sie ist Menschenwerk mit aller Konsequenz, aber mit der Möglichkeit zur Mitgestaltung auch im Kleinen, im praktischen Alltagsvollzug: Denn „theologische Kommentare“ sind auch wir selbst, wenn unser Glaube anderen zum erhellenden, Orientierung bietenden Lichtblick wird und dabei unsere eigenen Grenzen überwinden hilft: Wenn wir das Kreuz nicht übersehen und das leere Grab nicht vergessen.

Mein Blick fällt wieder auf den Schokoladenhasen im Regal. Wie seine kalorienreichen Schicksalsgenossen, die Weihnachtsmänner gibt er nur wenig zu erkennen vom Gehalt christlicher Botschaft. Doch immerhin: Er sorgt dafür, dass Ostern nicht vergessen wird. Sorgen wir dafür, unser Herz und unseren Verstand sprechen zu lassen über das, was uns damit verbindet – so oft es geht, so gut es geht. Und wo wir verstummen, da gebe uns Gott offene Ohren und in Herz und Geist gebildete Menschen, die uns besonnen, bedacht und mutig sein Wort nahebringen.

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit!